

Leseszenen zum Stellenlesen bei Franz Kafka

I.

„Hat er aber auch mit Verständnis gelesen?“ – Die Frage nicht nach dem richtigen, sondern nach einer dem Verstehen verpflichteten Lektüre findet sich in Franz Kafkas *Der Proceß* – dort in jenem Kapitel, das in dem Manuskript verbliebenen Roman den Titel „Kaufmann Block Kündigung des Advokaten“ trägt. Sie steht am Anfang der Beschreibung einer Leseszene. Die Frage, die der Advokat an dieser Stelle des Fragment gebliebenen Buches an Leni richtet, gilt dem Verhalten des Kaufmanns Block, von dem die Romanfigur K. zu sagen können meint: „[I]n prozessualer Hinsicht“ habe dieser sich aller anderer Ansichten und dem äußeren Aussehen entgegen „untadelhaft“ verhalten.¹ In ihrer Antwort auf die Frage des Advokaten weist Leni darauf hin, diese selbstredend nicht wirklich beantworten zu können, und sie weist so die mit der Frage ausgesprochene Erwartung als eigentlich unmöglich zurück, um dann aber doch zu antworten: „Darauf kann ich natürlich“, sagte Leni, „nicht mit Bestimmtheit antworten.““ (P, 265) Woraufhin sie sogleich eine Beobachtung anschließt:

Jedenfalls habe ich gesehen, daß er gründlich las. Er hat den ganzen Tag über die gleiche Seite gelesen und beim Lesen den Finger die Zeilen entlanggeführt. Immer wenn ich zu ihm hineinsah, hat er geseufzt, als mache ihm das Lesen viel Mühe. Die Schriften, die Du ihm geliehen hast, sind wahrscheinlich schwer verständlich. (P, 265)

Leni erstattet im Bemühen, sich als gute Beobachterin zu bezeugen, über die eigenen Beobachtungen des lesenden Kaufmanns Bericht. Sie schildert dem Advokaten, wie sie jenen am Ort seines Studiums beobachtet hat, das

¹ Franz Kafka: *Der Proceß*, hg. von Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 2002, S. 267. Im Folgenden zitiert mit der Sigle P.

nach Walter Benjamin „die Pforte der Gerechtigkeit“² ist und hier – der verqueren Topographie des *Proceß* entsprechend – das ‚Dienstmädchenzimmer‘, worin der Kaufmann weggesperrt ist, um sie nicht bei der Arbeit zu stören. Was die Evidenz der Aussage narrativ beteuern soll, bezeugt allerdings eher dessen Unmöglichkeit. Kann doch Leni die Leseleistung des Kaufmanns, wie sie selbst sagt, zum einen nur äußerlich ablesen und zudem auch nur von Zeit zu Zeit – immer dann nämlich, wenn sie ihre eigene Arbeit dazu unterbricht. Die Berichterstatterin, fragend bemüht, sich als Zeugin einer Lektüre zu beweisen, die nur an Gesten und keineswegs aber lückenlos beobachtet werden kann, zeigt mit ihrem Bericht das Beobachtet-Werden beim Lesen in seiner nachwirkenden Unmöglichkeit, weder von außen noch von vornherein kontrolliert zu werden.

„Die Schriften, die Du ihm geliehen hast, sind wahrscheinlich schwer verständlich.“ – Bejaht der Advokat auch die von Leni an ihn gerichtete Vermutung, so doch nur, um den *eigentlichen* Sinn des dem Kaufmann aufgegebenen Lesepensums nicht im Verstehen, sondern in einer stellvertretenden Erfahrung zu behaupten:

„Ja“, sagte der Advokat, „das sind sie allerdings. Ich glaube auch nicht, daß er etwas von ihnen versteht. Sie sollen ihm nur eine Ahnung davon geben, wie schwer der Kampf ist, den ich zu seiner Verteidigung führe. Und für wen führe ich diesen schweren Kampf? Für – es ist fast lächerlich es auszusprechen – für Block. Auch was das bedeutet soll er begreifen lernen.“ (P, 266)

² In seiner Kommentierung von Werner Krafts Deutung des Kafka'schen Bucephalus, des ‚neuen Advokaten‘, fragt Walter Benjamin, ob es denn wirklich das Recht sei, „das so, in Namen der Gerechtigkeit, gegen den Mythos aufgeboden werden könnte?“ In seiner negativen Antwort hebt er hervor, „darin dürfte im Sinne Kafkas das Neue für den Bucephalus und für die Advokatur liegen“, dieser praktiziere das Recht nicht: „Das Recht, das nicht mehr praktiziert und nur studiert wird, das ist die Pforte der Gerechtigkeit. Die Pforte der Gerechtigkeit ist das Studium. Und doch wagt Kafka nicht, an dieses Studium die Verheißungen zu knüpfen, welche die Überlieferung an das der Thora geschlossen hat.“ Walter Benjamin: *Franz Kafka. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages* [1934], in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Band II, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, Frankfurt a. M. 1991, S. 409–438, hier S. 437.

Nicht ein verständiges Lesen, wie es die Eingangsfrage an Leni – „Hat er aber auch mit Verständnis gelesen?“ – zunächst zu suggerieren scheint, ist in den Augen des Advokaten der tatsächliche Grund für die Beschäftigung mit den Schriften, die er dem Kaufmann zu studieren aufgibt. Die Aufgabe dieses Lesers besteht stattdessen darin, sich selbst eine gewisse Vorstellung oder ein Vorgefühl davon zu vermitteln, was an anderer Stelle, nämlich stellvertretend, in dessen Sache an Anstrengung aufgewendet wird: Im Begreiflich-Machen von nicht mehr als einer Ahnung der anderswo unternommenen Mühen, das nicht einmal bis zu ihrem Verstehen reicht – dies und kein anderer ist der vom Advokaten ausgesprochene Zweck der Lektüre. Womit dem Gelesenen somit aller Sinn an sich entzogen wird. Die Bedeutung der Lektüre ist demnach hier nicht im Sinn des Gelesenen selbst auszumachen, und auch nicht darin, im Akt des Lesens Verständnis zu generieren – wie immer auch dies, für wen, wo auch immer ablesbar wäre. Im Lesen der ihm aufgegebenen Schriften, die demnach für sich eigentlich nichts bedeuten, wenn sie nur Material zum Anschaulich-Werden von Anstrengungen sind und sonst keinen Sinn machen, außer „schwer verständlich“ zu sein, soll sich dem Leser einzig der unmessbare Aufwand abbilden, den dem Stellvertreter in Person des Advokaten das Handeln in anderer Sache bedeutet. Folgt man in dem, was dieser als „Meinungsstreit, nichts weiter“ abtut, der Ansicht des Advokaten, der hier der einzige ist, der „dagegen spricht“, liest der Kaufmann zudem vorzeitig: zu einer Zeit nämlich, da es noch nicht an der Zeit ist zu lesen. Denn der lesende Kaufmann täuscht sich nach Aussage des Advokaten, wenn er den Prozess als schon begonnen betrachtet. Er liest eigentlich umsonst, nämlich *vor* dem Prozess.

Die dem Kaufmann zur Aufgabe gemachte Lektüre dient zudem offensichtlich der Versicherung der eigenen Bedeutung des Advokaten – dies scheint sogar ihr primärer Zweck zu sein. Zeigt sie sich doch als eine angeordnete *Gegenlese*, durch die der Advokat das eigene Wort gegen das vom Kaufmann anderswo Gelesene zu behaupten sucht. Indem er dem, was ihm als abweichende Meinung über die Zeit erscheint, viel widersprechen lässt, das vom Angesprochenen kein Verständnis fordert und seinen Effekt nur in der Wirkung der Annahme hat:

„Diese Äußerung des Richters hat für Dich gar keine Bedeutung“, sagte der Advokat. „Erschrick doch nicht bei jedem Wort. Wenn sich das

wiederholt, werde ich Dir gar nichts mehr verraten. Man kann keinen Satz beginnen, ohne daß Du einen anschaust, als ob jetzt Dein Endurteil käme. [...] Du hast irgendwo gelesen, daß das Endurteil in manchen Fällen unversehens komme aus beliebigem Munde zu beliebiger Zeit. Mit vielen Vorbehalten ist das allerdings wahr, ebenso wahr aber ist es, daß mich Deine Angst anwidert und daß ich darin einen Mangel des notwendigen Vertrauens sehe.“ (P, 268)

Dem, wie es im Zitat heißt, „irgendwo“ Gelesenen die Gültigkeit abzusprechen, darauf richtet sich die Anstrengung des Advokaten – hier Fürsprecher seiner selbst, nämlich der eigenen Autorität –, und dabei gegen das vom Kaufmann anderswo als gültig Angelesene: nämlich die Ankündigung eines Ereignisses, das Versprechen auf dessen so erwartbares wie dennoch als unvorhersehbar bestimmtes Eintreten, die eines abschließenden Urteils. Was die sich anschließende Nachfrage und Reflexion des Advokaten verdeutlicht, in der er in nur zwei Sätzen die Autorisierung der eigenen Rede von der Wiederholung der Rede des Anderen abhängig erscheinen lässt und, indem er dies ausspricht, die Macht der eigenen Rede gegen die von ihm angeführte, so zum Zitat gemachte ‚Äußerung‘ stellt. In der von ihm selbst beantworteten Frage konstituiert sich der Advokat als Sprechersubjekt, indem er die eigene Äußerung als kommentierendes Anführen fremder Rede benennt und als entscheidende Gegenrede markiert: „Was habe ich denn gesagt?“ fragt er, und weiter:

Ich habe die Äußerung eines Richters wiedergegeben. Du weißt, die verschiedenen Ansichten häufen sich um das Verfahren bis zur Undurchdringlichkeit. Dieser Richter z.B. nimmt den Anfang des Verfahrens zu einem andern Zeitpunkt an als ich. Ein Meinungsstreit, nichts weiter. In einem gewissen Stadium des Processes wird nach altem Brauch ein Glockenzeichen gegeben. Nach der Ansicht dieses Richters beginnt damit der Proceß. Ich kann Dir jetzt nicht alles sagen, was dagegen spricht, Du würdest es auch nicht verstehn, es genüge Dir, daß viel dagegen spricht. (P, 268f.)

Die Frage des Advokaten nach dem Verständnis einer seinem Verständnis der Zeichen nach eigentlich unzeitigen Lektüre – einer, die zu früh kommt und einem noch früheren Lesen nachträglich zur Korrektur werden soll, um gegenwärtig Autorität zu sichern – steht wie die ihr vorausgehenden

im Rahmen eines Kapitels, in dem es K. um die Entlassung des Advokaten geht, nämlich dort, wo ihm auf seine Ankündigung hin der herbeigerufene Kaufmann als Exemplum vorgeführt wird. So folgt die Frage nach dem richtigen Verstehen anderen Fragen sowie einem ersten und wiederholt befragten Ausdruck des Zögerns – „Ich zögere es ihm mitzuteilen“, sagte der Advokat und man sah, wie er den Kopf ein wenig schüttelte, vielleicht um des Drucks von Leni's Hand mehr teilhaftig zu werden [...] „Warum zögerst Du denn?“ fragte Leni.“ (P, 264) Die von ihm beobachtete, von retardierenden Frage- und Antwortwechseln, anschaulich werdenden Missverständnissen und behaupteten Erwartungen geprägte Szene erscheint dem an ihr durch Fragen und Kommentare im Weiteren selbst nicht unbeteiligten, betrachtenden Zuhörer K. wie oft schon wiederholt, *ad infinitum*: „K. hatte das Gefühl, als höre er ein einstudiertes Gespräch, das sich schon oft wiederholt hatte, das sich noch oft wiederholen würde und das nur für Block seine Neuheit nicht verlieren konnte.“ (P, 264) Die durch diesen Einschub dem Leser verzögert mitgeteilte Reaktion des Advokaten auf Lenis Frage nach dem Grund seines Zögerns unterstreicht noch die Theatralik wie die Zeitgebundenheit der Szene, markiert sie mit der Betonung von Gegenwärtigkeit als repetitiv und hebt ihre einmalige Präsenz wie zugleich ihre Serialität hervor: „Wie hat er sich heute verhalten?“ fragte der Advokat statt zu antworten.“ (P, 264)

Als „Geschehen, Prozeß oder Akt“³ zeigt sich das Lesen an dieser Stelle in Kafkas *Proceß*, an der das grundsätzliche Problem der Beobachtbarkeit von Lesevorgängen vorgeführt wird, indem die Verzeitlichung von Lektürevorgängen vorgeführt wird.

Handelt es sich bei den Schriften, die dem Kaufmann Block vom Advokaten nur auf Zeit – „leihweise“ (P, 268) – überlassen wurden, nicht um irgendwelche Texte, sondern um Prozessschriften – also um Akten,

³ Vgl. Werner Hamacher: *Prämissen. Zur Einleitung*, in: *Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan*, hg. von Werner Hamacher, Frankfurt a. M. 1998, S. 7–48, hier S. 7f. Für eine weitergehende ausführliche Kommentierung und eine umfassende Kontextualisierung des hier wieder vorgeführten Stellenlesens, siehe Nils Plath: *Hier und anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida*, Berlin 2017.

die sich, wie die Literatur auch, als nicht generell bestimmbar zeigen –,⁴ so kann doch Blocks Lektüreweise, wie Leni sie beschreibt, mit Blick auf die Romane der Zeit – einer eingeführten Bezeichnung entsprechend *statarisch* genannt werden: „Er hat den ganzen Tag über die gleiche Seite gelesen und beim Lesen den Finger die Zeilen entlanggeführt.“ (P, 265) Die beschriebene eigentümliche Zeitlichkeit des Leseprozesses, mit der der Kaufmann seinen Lesestoff, das ihm aufgetragene Pensum, bewältigt, ist so mit einer kurz vor Mitte des 18. Jahrhunderts eingeführten Bezeichnung zu belegen. Ist hier von einem insistierenden Beharren auf die oder dem Sich-Aufhalten an der einen Stelle die Rede, ist genau dies kennzeichnend für eine seit 1735 auf den Begriff gebrachte Lektüeranstrengung, von der hier sichtlich berichtet wird: als einem dem Textdetail gewidmeten, auf Gründlichkeit ausgerichteten Lektüerverfahren, das bewusste Verzögerung im Fortgang hervorruft, von Beharrungsvermögen bestimmt wird.⁵

Dieser so genannten statarischen Lektüre steht die ‚kursorische‘ Lektüre ganzer Texte zur Erfassung eines Zusammenhangs gegenüber – zunächst in programmatischer Abgrenzung, später als einander ergänzend

⁴ „Eine Bestimmung von Akten muss ausbleiben. Als Variablen im Universum der Schrift entziehen sie sich einer allgemeinen, gebrauchsunabhängigen Bestimmung. Jenseits ihrer jeweiligen historischen Konkretion sind sie allein formal definierbar als das, was einen bestimmten Typ von Recht generiert. Auch das, was mit Recht gemeint ist, entzieht sich einer präzisen Definition. Im Folgenden wird es nicht in seiner Funktion als Instrument oder Medium zur Schlichtung von Konflikten betrachtet. Es bezeichnet das Formenreservoir autoritativer und administrativer Handlungen, das sich wiederum in Akten konkretisiert. Recht und Akten definieren sich folglich in dieser Anordnung, der Rekonstruktion ihres Zusammentreffens, wechselseitig: Eine Aktentechnik zieht jeweils eine bestimmte Form und bestimmte Instanzen des Rechts nach sich.“ Cornelia Vismann: *Akten: Medientechnik und Recht*, Frankfurt a. M. 2000, S. 9.

⁵ Vgl. hierzu Detlev Kopp/Nikolaus Wegmann: ‚Wenige wissen noch, wie Leser liest‘. *Anmerkungen zum Thema: Lesen und Geschwindigkeit*, in: *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung, Vorträge des Germanistentages Berlin 1987*, hg. von Norbert Oellers, Band 1, Tübingen 1988, S. 92–104, hier S. 98.

gesehen –,⁶ als ein auf das Ganze gehendes Lesen, dessen Lektüreetempo entsprechend anders sein soll als das des langsamen Studiums: eben flüchtig, gerade blätternd, jetzt suchend.

II.

Wie sich zeigt, und dies als ein Effekt von Lektüren, ist sie nicht so leicht festzuhalten, die einzelne Stelle, die als eine unter anderen eigenartig dem Text zugehört und sich als ein Teil von ihm *in* ihm befindet, doch identifizierbar als vom Textganzen Auszusonderndes sein muss. Sie zu lokalisieren, um sie festzuhalten und zur Wiedervorlage zu inventarisieren, erweist sich nicht immer als einfach. So ist es nämlich die Stelle, die – will man sie finden und ihr einen Platz anweisen – das zielgerichtete Lesen doch für Momente aussetzen lässt. Weil sie, gibt man diesem Lesen keine Zeit, im Versuch, den Text nach ihr zu durchforsten, einfach nicht immer gleich wieder zu finden ist. Die eine Stelle als eine von vielen kann damit zum Aussetzen und dann Wiedereinsetzen des Lesens führen; sie produziert Intervalle als Zeitrelationen durch Zäsuren. In einem in den Tagebüchern eines Goethe-Lesers hinterlassenen Eintrag von Ende Dezember 1911 ist von einem solchen Versuch, Stellen aufzufinden, folgendes zu lesen:

Ein Verzeichnis jener Stellen aus ‚Dichtung und Wahrheit‘ die durch eine nicht festzustellende Eigenheit einen besonders starken, mit dem eigentlich Dargestellten nicht wesentlich zusammenhängenden Eindruck des Lebendigen machen, z.B. die Vorstellung des Knaben Goethe hervorrufen, wie er neugierig, reich angezogen, beliebt und lebhaft bei allen Bekannten eindringt, um nur alles zu sehen und zu hören, was zu

⁶ „Doch darf für das Ende des 18. Jahrhunderts als Konsens gelten, was der Philantrop Trapp hier mit der Klarheit einer Definition formuliert: ‚Man pflegt die Lectionen in cursorische und statarische abzuthellen. Die ersteren dienen zum Einsammeln der Ideen...; ihrer müssen also, bei Anfängern weit mehr seyn, als der letztern. Die statarischen verweilen bei der Entwicklung, Erweiterung, Berichtigung einzelner Ideen, und finden also mehr da statt, wo man schon bedacht ist, den gesammelten Vorrath zu ordnen.‘“ Detlev Kopp/Nikolaus Wegmann: *Das Lesetempo als Bildungsfaktor? Ein Kapitel aus der Geschichte der Topos ‚Lesen bildet‘*, in: *Der Deutschunterricht* 40 (1988) 4, S. 45–58, hier S. 52.

sehen und zu hören ist. Da ich jetzt das Buch durchblättere kann ich solche Stellen nicht finden, alle scheinen mir deutlich und enthalten eine durch keinen Zufall zu überbietende Lebendigkeit.⁷

Ein Stellen-suchendes, auf das Auffinden gerichtetes und dabei flüchtiges Lesen aber kann – für den Moment in der Gegenwart des Durchblätterns – ergebnislos bleiben, vorläufig gescheitert im Verzeichnen. Stellenfeststellungen müssen – so will es der Eintrag, ein Stück der niedergeschriebenen Goethe-Rezeption Kafkas zu dieser Zeit⁸ – auf Zeit setzen und machen es notwendig, Zeit vergehen zu lassen, um so zufällig wie zielgerichtet einmal nicht hier sondern anderswo – nicht jetzt, immer später – auf die trefflichen, die ‚richtigen‘ Stellen zu stoßen. Franz Kafkas festgehaltener Klage über die Ergebnislosigkeit des unauffindlichen Blätterns fügt sich eine im Tagebucheintrag schriftlich fixierte Leseanordnung bei, die das vorläufige Unterbrechen und Neuansetzen des Lesens zur Bedingung der dann glücklichen Stellenlektüre erklärt. Dort liest man: „Ich muß warten, bis ich einmal harmlos lesen werde und dann bei den richtigen Stellen mich anhalten.“⁹ Wenn dasjenige, was in Texten

⁷ Franz Kafka: *Tagebücher*, hg. von Hans-Gerd Koch/Michael Müller/Malcolm Pasley, Frankfurt a. M. 2002, S. 323.

⁸ Der Autor von *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1821/1829), jenes Denkmal (Walter Benjamin), das Kafka als übermächtig auf die deutsche Literatur wirken sah, selbst zeigte sich, so bezeugt es ein Eintrag in den da eingefügten Maximen und Reflexionen, stellenkritisch und auf Totalität bedacht: „Das Was des Kunstwerks interessiert die Menschen mehr als das Wie; jenes können sie einzeln ergreifen, dieses im Ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.“ Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre. Maximen und Reflexionen* [1829], in: ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, hg. von Gonthier-Louis Fink/Gerhart Baumann/Johannes John, Bd. 17, München 1991, S. 523.

⁹ Franz Kafka: *Tagebücher*, a.a.O., S. 323. Einige Seiten weiter, unter der Datierung 29.XII.11, sind Nachlieferungen zu finden, möglicherweise nicht ganz zufällig Stellen, die Topos-Wechsel wiedergeben: „jene lebendigen Stellen bei Goethe. S. 265 ‚Ich zog daher meinen Freund in die Wälder‘ [...] Goethe: 307 ‚Ich hörte nun in diesen Stunden gar kein ander Gespräch als von

sich als Stellen durch eine diskontinuierliche Folge aus flüchtigen und zielgerichteten Lektüren, fortgesetztem und abgesetztem Nachlesen, Resultat von Unterbrechungseffekten und Aufschieben, einen nicht vorab zu programmierenden Wechsel aus Zufall und Zielgerichtetheit herauslesen lässt, einem etwas zeigt, dann die Effekte der Zeit auf das, was *Lesen* genannt wird. So zeigt sich Zeit – niemals festzuhalten, in nichts als ihren Effekten sichtbar zu machen, an und für sich unsichtbar – im nachgezeichneten Akt des Lesens als das, was sich Lektüren als hinderlich und zugleich wegbahnend in den Weg stellt und sich ihnen als Aufschub richtungsweisend wird, wenn man erkennt, dass das Lesen aller Zeiterfassung in ihrem Augenblick immer schon die Signatur eines *Für-Später* eingetragen hat.

III.

„Können Sie sich nicht anderswo aufstellen? Ihr Herüberstarren stört mich schrecklich. Um zwei Uhr in der Nacht kann man doch schließlich verlangen, auf dem Balkon ungestört arbeiten zu können.“¹⁰ – Nachlesen, wie das Beobachtet-Werden beim Lesen als eine Störung empfunden wird, kann man in einer mit dieser fraglos nicht als Frage gemeinten Äußerung einsetzenden Leseszene bei Kafka, die sich in dessen Romankonvolut *Der Verschollene* findet. Sie verläuft als eine immer wieder unterbrochene, von äußeren Störungen begleitete Ansichtsbeschreibung einer sichtlich *kursorischen* Lektüre, die auf mehreren Ebenen zeitliche Diskontinuitäten hervorruft.

Von Balkon zu Balkon „plötzlich angesprochen“ (V, 343), antwortet da im siebten Kapitel der Romanheld Karl Rossmann auf die Nachfrage – „Wollen Sie denn etwas von mir?“ – mit einer Gegenfrage: „Sie studieren?“ fragte Karl“, und formuliert damit die Frage, die er sich zuvor bereits selbst gestellt hatte:

„Ja, ja“, sagte der Mann und benutzte dieses für das Lernen verlorene Weilchen, um unter seinen Büchern eine neue Ordnung einzurichten.
„Dann will ich Sie nicht stören“, sagte Karl, „ich gehe überhaupt schon ins

Medizin oder Naturhistorie und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen.“ Ebd., S. 328.

¹⁰ Franz Kafka: *Der Verschollene*, hg. von Jost Schillemeit, Frankfurt a. M. 2002, S. 343. Im Folgenden zitiert mit der Sigle V.

Zimmer zurück. Gute Nacht.“ Der Mann gab nicht einmal eine Antwort, mit einem plötzlichen Entschlusse hatte er sich nach Beseitigung dieser Störung wieder ans Studieren gemacht und stützte die Stirn schwer in die rechte Hand.“ (V, 343f.)

Obwohl als Störer apostrophiert, ohne erkennbar weiter zu stören, da die vorherige Anordnung, in der sich das Lesen vollzog, sogleich wiederhergestellt wird („Ich störe Sie?“ fragte Karl. ‚Gewiß, gewiß‘, sagte der Mann und brachte die Glühlampe wieder an ihren früheren Ort.“ [V, 342]), verbleibt Karl, wo er ist. Stumm, so heißt es von Karl, da „mit diesen Worten“ „jede Anknüpfung abgelehnt“ war, schaut er, sieht weiter,

wie der Mann in seinem Buche las, die Blätter wendete, hie und da in einem andern Buche, das er immer mit Blitzeschnelle ergriff, irgend etwas nachschlug und öfters Notizen in ein Heft eintrug, wobei er immer überraschend tief das Gesicht zu dem Hefte senkte. (V, 342)

Eben diese Zeilen, die den gestörten Studenten als kursorischen Leser beschreiben, führt Walter Benjamin in seinem Aufsatz „Franz Kafka. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages“ (1934) an. Darin skizziert er den so Beschriebenen als einen jener Studenten, wie er sie bei Franz Kafka bei ihren Studien wachen sieht, wenn es heißt, es sei die „vielleicht beste Tugend der Studien, sie wachzuhalten.“¹¹ Benjamin führt diese Rückerinnerung an ein Früher in einem rätselhaft verbleibenden Passus aus, in dem er vom Nichts spricht: „Vielleicht sind diese Studien ein Nichts gewesen. Sie stehen aber jenem Nichts sehr nahe, das das Etwas erst brauchbar macht – dem Tao nämlich.“¹² Dieser eine Student aber, „dem Karl nachts auf dem Balkon stumm zusieht“, ist Benjamin zufolge diesem Nichts „noch nicht“ nahe, er ist vielmehr wie „die Schreiber, die Schreiber“ bei Kafka „außer Atem“, wenn er in seinem Buche liest und, wie auch von Benjamin zitiert, „die Blätter wendete, hie und da in einem andern Buche, das er immer mit Blitzesschnelle ergriff, irgend etwas nachschlug und öfters Notizen in ein Heft eintrug, wobei er immer überraschend tief das Gesicht zu dem Hefte senkte.“ Den Gestus derart zu vergegenwärtigen ist Kafka unermüdlich.“¹³

¹¹ Benjamin: *Franz Kafka. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages*, S. 434.

¹² Ebd., S. 435.

¹³ Ebd.

Theodor W. Adorno bietet eben diese von Benjamin angeführte Passage kursorischer Leseaktivität einen Anlass, seine vernichtend gemeinte Kritik an Benjamins Schreib- und Konstruktionsprinzip zu äußern. Dem Kafka lesenden Benjamin wirft er als dessen vorgebliches Ziel „Unfertigkeit“ vor, die sich mit seinem eigenen gegen Totalität gerichteten und dabei dialektisch am Gegensatz zwischen Ganzheit und Fragment orientierten Denken nicht vereinbaren lässt. In Benjamins Aufsatz, von dem Adorno in einem am 16. Dezember 1934 geschriebenen Brief behauptet, ihm sei „unsere Übereinstimmung im philosophischen Zentrum nie deutlicher geworden als an dieser Arbeit!“¹⁴, wird ihm diese eine zur Schlüsselstelle seiner als deklarativ daherkommenden Richtigstellung, die als eine bedeutende Ermächtigung über mehr als Benjamins wolkige Überlegungen gemeint ist. In einem am folgenden Tag datierten Brief an Benjamin schreibt Adorno: „Zu genau wissen Sie, wie sehr hier das Bedeutende dem Fragmentarischen verschwistert ist. Das schließt aber nicht aus, daß die Stelle der Unfertigkeit sich bezeichnen läßt – eben weil diese Arbeit ja vor den Passagen liegt. Denn dies ist ihre Unfertigkeit.“¹⁵ Adorno nutzt seinen Einspruch an dieser Stelle, einer so verdeckten wie kurz greifenden Absage ans Fragmentarische im Dienste seiner Vorstellung vom Nicht-Identischen, nicht zuletzt zur Darlegung seines eigenen Geschichtsverständnisses, das er dem Adressaten seines Kommentars als verbindlich verordnet, wenn er auf einen miteinander geteilten „Begriff des Zeitalters“ verweist, und dabei die Unvereinbarkeit der nicht auf solcherart handhabbare Begriffe zu bringenden Geschichts- und Zeitvorstellungen in Benjamins Schriften mit den seinigen unterschlägt. Zugleich macht Adorno *die* Kafka-Interpretation, als deren maßgeblicher Kommentator er hier aufzutreten bemüht ist und die er auf eine Zustimmung zu seinem eigenen Geschichtsdenken verpflichten will, wolle sie denn ‚gelingen‘, in diesem *hic et nunc* von 1934 zu einem Interpretationsgegenstand, an dem er sein eigenes Zeit-Denken extrapoliert. Er gibt den Stellenleser, streicht an und richtet, wenn er seine Argumente platziert und Benjamins Aufsatz dessen *Passagen-Arbeit*

¹⁴ Theodor W. Adorno in einem Brief an Walter Benjamin vom 16.12.1934, vgl. Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Band II, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, Frankfurt a. M. 1991, S. 1173.

¹⁵ Theodor W. Adorno in einem Brief an Walter Benjamin vom 17.12.1934, vgl. ebd., S. 1175.

zuordnet, die von in Form und Anspruch seine Kritik findet. Das Verhältnis von Urgeschichte und Moderne sei, so kritisiert Adorno,

noch nicht zum Begriff erhoben und das Gelingen einer Kafkainterpretation muß in letzter Instanz davon abhängen. Eine erste Leerstelle ist da im Beginn bei dem Lukácszitat und der Antithese von Zeitalter und Weltalter. Diese Antithese könnte nicht als bloßer Kontrast sondern selber bloß dialektisch fruchtbar werden. Ich würde sagen: das für *uns* der Begriff des Zeitalters schlechterdings unexistent ist (so wenig wie wir Dekadenz oder Fortschritt im offenen Sinn kennen, den Sie hier ja selber destruieren), sondern bloß das Weltalter als Extrapolation der versteinten Gegenwart. Im Kafka aber ist der Begriff des Weltalters abstrakt im Hegelschen Sinne geblieben (beiläufig gesagt, es ist erstaunlich und wahrscheinlich Ihnen nicht bewußt, welche dichte Beziehung diese Arbeit zu Hegel hat. Ich führe an nur: daß die Stelle über Nichts und Etwas aufs Schärfste der ersten hegelschen Bewegung des Begriffs: Sein – Nichts – Werden eingepaßt ist und daß das Cohenmotiv vom Umschlag mythischen Rechts in Schuld von diesem, wenn auch aus der jüdischen Tradition, gewiß ebenso aus der Hegelschen Rechtsphilosophie übernommen ist). Das sagt aber nichts anderes als daß die Anamnese – oder das ‚Vergessen‘ – der Urgeschichte bei Kafka in Ihrer Arbeit wesentlich im archaischen und nicht durchdialektisierten Sinne gedeutet ist; womit die Arbeit eben an den Eingang der Passagen rückt.¹⁶

In dieser zwischen Benjamin und Adorno thematisierten Stelle bleibt die zuvor gemachte Ankündigung des Rückzugs, die Karl Rossmann in Kafkas *Der Verschollene* nochmals wiederholt („Jetzt gehe ich aber schon wirklich“, sagte Karl, „ich wollte hier nur etwas anschauen, im Zimmer ist es ganz finster.“ [V, 343], nach einem Moment des kontemplativen Innehaltens und Stehenbleibens in Gedanken sichtbar ganz folgenlos. Und wird dann doch zu einer erst im Weiteren sichtlichen Evokation eines sodann seitenlang fortgesetzten Gesprächs, das sich um Stellungen, Störungen, Zeit und Zukunft, um Beobachtung und Erinnerung dreht (vgl. V, 344–352). Ein Gespräch, das sich als Wechsel von Aufmerksamkeit und Unaufmerksamkeiten entwickelt, zwischenzeitlich auch Karls Hoffnung auf ein produktives Missverständnis bestärkt, wo es um die

¹⁶ Ebd.

eigene Stellung und die Nachfrage nach einem Posten geht, die doch wieder nichts weiter als eine Störung des fortgehenden Lesens bewirkt:

„So“, sagte der Student und es war nicht ganz klar, ob er in seinem Buche schon wieder las oder nur zerstreut hineinstarrte, „seien Sie froh, daß Sie das Studium aufgegeben haben. Ich selbst studiere schon seit Jahren eigentlich nur aus Konsequenz. Befriedigung habe ich wenig davon und Zukunftsaussichten noch weniger. Was für Aussichten wollte ich denn haben! Amerika ist voll von Schwindeldoktoren.“ „Ich wollte Ingenieur werden“, sagte Karl noch eilig zu dem scheinbar schon gänzlich unaufmerksamen Studenten hinüber. „Und jetzt sollen Sie Diener bei diesen Leuten werden“, sagte der Student und sah flüchtig auf, „das schmerzt Sie natürlich.“ Diese Schlußfolgerung des Studenten war allerdings ein Mißverständnis, aber vielleicht konnte es Karl beim Studenten nutzen. Er fragte deshalb: „Könnte ich nicht vielleicht auch eine Stelle im Warenhaus bekommen?“ Diese Frage riß den Studenten völlig von seinem Buche los; der Gedanke, daß er Karl bei seiner Postenbewerbung behilflich sein könnte, kam ihm gar nicht. (V, 349)

Als Folge eines Missverständnisses, das produktiv gemacht werden soll, angesprochen auf eine Arbeitsstelle, wird der Student „völlig“ von den Stellen losgerissen, die er „las oder [auf die er] nur zerstreut hinstarrte“ (V, 349). Der Registerwechsel hin zum ökonomischen Diskurs – von der Beobachtung der Stellenlese zur Stelle als Posten – durchkreuzt das zuvor wie automatisierte, verselbstständigte Studium, bringt den Lesenden um seinen Gegenstand, der sich dann gegenüber der eigenen Lektüre positioniert.

Die hier und anderswo so zum Thema gemachte Lesebeobachtungsszene beginnt in Kafkas *Amerika*-Erzählungsfragmentsammlung mit einer Frage nach der Evidenz des Ansichtigen: „Ob dieser Mann vielleicht ein Student war? Es sah ganz so aus, als ob er studierte.“ (V, 342) In der dem Zwiegespräch der beiden vorausgehenden Beschreibung des lesenden Studenten, der sich als Josef Mendel vorstellen wird, wird dieser als ein deutlich artikulierender Leser beschrieben: „Es war ein junger Mann mit einem kleinen Spitzbart, an dem er beim Lesen, das er mit raschen Lippenbewegungen begleitete, ständig drehte.“ (V, 342) Eine Beschreibung, die als Anspielung auf das in jüdischer Tradition als *chavruta* oder *havruta* bezeichnete gemeinschaftliche Lernen rabbinischer Texte nach dem dialogischen

Prinzip zu sehen sein mag, zu dessen Kennzeichen das Lautlesen, Unterbrechen, Assoziieren und Streiten gehören, den dialogischen Tugenden des klassischen Talmudstudiums.¹⁷ Die Frage nach der Evidenz des Ansichtigen weckt bei Karl hiernach wie plötzlich die Erinnerung an eine andere Tischgesellschaft.¹⁸ Von einem in Unruhe versetzten, verrückten Möbel überhaupt erst auf die Anwesenheit des Lesenden aufmerksam gemacht – „[d]as Rücken eines Tisches auf dem Nachbarbalkon machte Karl aufmerksam, dort saß ja jemand und studierte“ (V, 341) – wird eine Vergangenheit ins Gegenwärtige zurückgeholt: „Nicht viel anders – jetzt war es schon lange her – war Karl zu Hause am Tisch der Eltern gesessen und hatte seine Aufgaben geschrieben, während der Vater Zeitung las oder Bucheintragungen und Korrespondenzen für einen Verein erledigte und die Mutter mit einer Näharbeit beschäftigt war und hoch den Faden aus dem Stoffe zog.“ (V, 342) Wachgerufen wird bei Karl eine häusliche Szene, die in der Rückansicht seine eigene Gegenwart als Differenz zur Vergangenheit markiert. Nämlich die an die in seiner Gegenwart in ferne Vergangenheit verrückte Familieneinheit, wie sie ihm als einst zusammengesetzt aus einer von der Realität der Massenmedien und gesellschaftsökonomischen Bedingungen bestimmten Häuslichkeit erinnerbar ist, rollenkonform ausagiert vom Personal, das wie in einer Bühnensituation einander zugeordnet beschrieben erscheint. Die Szene, an die Karl sich erinnert, besteht aus einer Trias: dem die Aufzeichnungen des Zeitgeschehens nachlesenden, vereinsförderlich tätigen Vater, der mit der als weiblich konnotierten Handarbeit beschäftigten Mutter als Verkörperung hier einer schreibenden Urszene und dem mit Schularbeit – seinem Pensum – befassten Sohn. Alle drei, für sich, in einer von allen äußerlichen Störungen – eindringenden Geräuschen oder Fremden – weitgehend freien und zugleich offenbar durch Verhaltensdiktate bestimmten Zone platziert, in deren Ordnung die Dinge ihren festen Platz angewiesen bekommen haben:

¹⁷ Vgl. Moshe Idel: *Die laut gelesene Tora. Stimmengemeinschaft in der jüdischen Mystik*, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung: Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*, hg. von Friedrich Kittler/Thomas Macho, Berlin 2008, S. 19–53.

¹⁸ Eva Meyer: *Tischgesellschaft*, Basel/Frankfurt a. M. 1995.

Um den Vater nicht zu belästigen, hatte Karl nur das Heft und das Schreibzeug auf den Tisch gelegt, während er die nötigen Bücher rechts und links von sich auf Sesseln angeordnet hatte. Wie still war es dort gewesen! Wie selten waren fremde Leute in jenes Zimmer gekommen! (V, 342)¹⁹

„Gute Vorsätze“, wie sie das Handeln des kindlichen Helden in der häuslichen Ordnung bestimmten, stehen wiederum am Schluss dieses Kapitels, und der Zukunft zugewandt, wenn es von ihnen da heißt, sie drängten sich in Karl Rossmanns Kopf, „als stehe sein künftiger Chef vor dem Kanapee und lese sie von seinem Gesicht ab“ (V, 354). Und seiner Absichtserklärung, sich „mit nichts anderem [zu] beschäftigen als mit seinen Büroarbeiten und nicht die Kräfte [zu] zersplittern wie der Student“ (V, 353), die diese imaginierte Leseszene voller Selbstbeobachtungen beschließt, folgt ein das Kapitel beschließender Nach-Satz. Der lässt alle Vorsätze auf eine selbstbestimmte und ungeteilte Existenz vorab bereits als Unmöglichkeit erscheinen. Sofern man ihn als Hinweis auf die fortwährende Traumarbeit liest, die in dieser von Schlafenden gerahmten Leseszene als immer wieder zu bewältigende Aufgabe angekündigt wird: „In solchen Gedanken schlief Karl ein und nur im ersten Halbschlaf störte ihn noch ein gewaltiges Seufzen Bruneldas, die scheinbar von schweren Träumen geplagt sich auf ihrem Lager wälzte.“ (V, 354)

Der Rückblick auf diese Folge ungleichzeitiger Lese- und Schreibszenen, in der der Aussichten auf Aussicht suchende Karl anfangs wie schon früher im Haus des Onkels den Blick vom Balkon sucht, einmal mehr gegen die Anweisungen des Onkels handelt, die ihm eingangs als Warnung mit auf den Weg gegeben worden waren und denen folgend er sich, „das Vergnügen, auf dem Balkon zu stehn, nach Möglichkeit“ (V, 57) versagt hatte,²⁰ macht das, was den suchenden Blick anzieht und

¹⁹ Auf eine solche ‚heil(ig)e Familie‘ – vgl. Albrecht Koschorke: *Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch*, Frankfurt a. M. 2000 – wird Karl Rossmann mehrfach noch im Oklahama-Kapitel des Romans stoßen: in Person des „Kaufmann Kalla mit Frau und Kind“ (V, 404), dort mit dieser parallel den Aufnahmeprozess auf der Rennbahn durchlaufen.

²⁰ Denn solche Aussichten zu suchen, wie andere Neuankömmlinge in Amerika „tagelang auf ihrem Balkon gestanden und wie verlorene Schafe auf die Straße heruntergesehen“ zu haben, statt sich nach „guten Grundsätzen sich zu

einmal fixiert alles im Weiteren in Bewegung versetzt, zum eigentlichen Movens der Leseerzählung: das verrückte Möbel, ein Tisch, jenes „ordinäre sinnliche Ding“, das sich in ein sinnlich übersinnliches zu verwandeln weiß,²¹ hier tatsächlich als verrückt dargestellt ist, Verhältnisse aus den Fugen geraten lassen kann,²² sich dem Aussichtsuchender des Nachts gegen Vorder- wie Hintergrund abhebt, indem sich in ihm das Lesen in Bewegung transformiert zeigt, betrachtet als ein ‚Ort der Lektüre‘, als ‚Ort des Studiums‘, als eine bewegte und Vor- und Nachbetrachtungen in Bewegung versetzende Lesestelle.

IV.

Als „aufs kommunikative Weiterprozessieren“ abgestellt wird die kombinatorische Leseweise aus statarischer und kursorischer Lektüre beschrieben, als ein „Informationsverfahren“, das ein Weiter sicher stellt, wenn dessen zeitliche Aspekte sachlich mit den hermeneutischen aufs Ganze und seine Teile korrelieren:

Die kursorische Lektion organisiert die entscheidende lohnende Hinsicht auf einen Text [...], die statarische widmet sich den von der kursorischen Lektion als besonders relevant erkannten Passagen, sie legt sich auf einzelne fest, um so die aus der ersten Lektion herrührende These zu

verhalten“, „müsse unbedingt verwirren“ (V, 56), so die mahnenden Worte des Onkels: „Diese einsame Untätigkeit, die sich in einem arbeitsreichen Newyorker Tag verschaut, können einem Vergnügungsreisenden gestatten und vielleicht, wenn auch nicht vorbehaltlos angeraten werden, für einen der hier bleiben wird sei sie ein Verderben, man könne in diesem Fall ruhig dieses Wort anwenden, wenn es auch eine Übertreibung sein.“ (V, 56)

²¹ Jeder Tisch, der, sobald er als Ware auftritt, wie es im 1. Kapitel von Marx' *Kapital* (1867) heißt, „sich in ein sinnlich übersinnliches Ding“ verwandelt: „Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begännen.“ (Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. I, hg. von Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1971, S. 85).

²² Im Nachhinein kommt eine Szene, in der es um den Wert des Lesens geht, vgl. Jacques Derrida: *Marx' Gespenster* [1993], Frankfurt a. M. 1996, aus dem Französischen von Susanne Lüdemann, S. 235–236.

kontrollieren und zu präzisieren und insbesondere die dem Text eigentümlich sprachlichen Verfahren zu würdigen.“²³

Bestimmt von der „Fähigkeit der Variation des Lesetempos in ein und demselben Text“ sei es erst diese Technik „einer doppelten Lektüre“, die eine Ökonomie ermöglicht, welche „sowohl den jeweiligen Text als Ganzes in seinen Zusammenhängen erfassen kann, als auch einzelne Stellen vorselektiert, deren mikrologische Analysen für Verständnis und Interpretation notwendig wird.“²⁴ Das nie anders als irreversible Lesen in diesem Sinne prozesshaft als Verknüpfung in einem Nacheinander zu verstehen, Lesen in einer temporalisierten Koppelung zwischen zügiger oder auch flüchtiger Erst- und oft anhaltender, somit langsamer Zweitlektüre stattfinden zu sehen,²⁵ setze nun notwendigerweise voraus, ein grundlegendes Aufeinander-Angewiesen-Sein dieser beiden Lesemodalitäten anzunehmen, heißt es. Was bedeute, von einer Annahme auszugehen, in der ein bestimmtes Zeitverständnis festgeschrieben wird: von der Auffassung nämlich, Lesen als eine Bewegung zu betrachten, die messbar und bestimmbar ist wie von unterschiedlichen Geschwindigkeiten bestimmt wird, durch welche die Lektüren divergieren und auf ein ihnen gemeinsames, dem Lesen als Fortgang äußeres und verbindliches Zeitmaß bezogen sind. „Unsere Ordnung des Lesens, unsere Schemata der Interpretation“²⁶, von denen an zentraler Stelle die Rede ist und um die der gesamte Diskurs zu Lektüreanweisungen und ihrem Stellenwert für die Disziplin sich gruppiert, setzen voraus, dass der Lektüre ihr Lesetempo – „verkannte Größe in der Geschichte des Lesens“,

²³ Georg Stanitzek: ‚0/1‘, ‚einmal/zweimal‘ – der Kanon in der Kommunikation, in: *Technopathologien*, hg. von Bernhard J. Dotzler, München 1992, S. 111–134, hier S. 123–124. Vgl. auch Georg Stanitzek: *Brutale Lektüre*, ‚um 1800‘ (heute), in: *Poetologie des Wissens um 1800*, hg. von Joseph Vogl, München 1999, S. 249–265.

²⁴ Ebd.

²⁵ Zur Zweitlektüre und den Modus von Wiederholung für Lektüren vgl. Anselm Haverkamp: *Allegorie, Ironie und Wiederholung (zur zweiten Lektüre)*, in: *Text und Applikation. Theologie, Jurisprudenz und Literaturwissenschaft im hermeneutischen Gespräch*, hg. von Manfred Fuhrmann/Hans Robert Jauf/Wolfhart Pannenberg, München 1981, S. 561–565.

²⁶ Stanitzek: ‚0/1‘, ‚einmal/zweimal‘, a.a.O., S. 126.

zentrales Parameter und „das neuzeitliche Konzept einer Kunst des Lesens“²⁷ – irgendwie irgendwo abzulesen sein kann und muss. Andernfalls machten die disziplinären Lesevorgaben wie auch die ihnen entgegen gesetzten Erörterungen zu statarischen versus kursorischen Lektüren, welche durch sie einer kritischen Reflexion ausgesetzt werden, eigentlich keinen weitergehenden Sinn. Disziplinäre Vorgaben müssen davon ausgehen, mit der Zeit die Ordnung der Lektüren im Griff zu halten. Ohne Referenz auf ein gemeinsames Zeitkontinuum aber besäßen sie eigentlich keine Relevanz für *uns*, hätten keine Bedeutung für die bestimmenden der Lesarten des Lesens in der jeweils *uns* eigenen Zeit. Wenn es denn so einfach wäre, davon wirklich auszugehen.

„Vielleicht ist es deshalb wirklich das Beste, sich, wie es Bucephalus getan hat, in die Gesetzbücher zu versenken. Frei, unbedrückt von den Lenden des Reiters, bei stiller Lampe, fern dem Getöse der Alexanderschlacht liest und wendet er die Blätter unserer alten Bücher.“²⁸

Was Franz Kafka in seiner Geschichte vom Dr. Bucephalus, die er 1920 unter dem Titel „Der neue Advokat“ in der Prosa-Sammlung *Der Landarzt* (1920) veröffentlichte, als Möglichkeit des Rückzugs in die Lektüre formuliert, in die Exegese der Gesetze wie die Arbeit des Studiums, in der man die beiden beschriebenen Leseszenen aus seinem *Proceß* und *Verschollenen* überblendet wiederfinden kann, bleibt in der *Realität* des Lesens nur idealisierbar: eine Fiktion. Fraglich erscheint nach den kursorischen und statarischen Lektüre-Stellen in Kafkas Romanen auch ganz grundsätzlich, wie eine solche entworfene ‚disziplinierte Wiederholungslektüre‘, die in Kombination aus den zwei Lektüremodi als *eine* wirken soll, je aber anders als nur modellhaft behauptet werden kann und tatsächlich irgendwo nachlesbar wäre. Zeigt sich in den Romanpassagen doch, wie im einen Fall der Versuch des Nachvollziehbar-machens einer Lese-Beobachtung (durch Leni) die Uneinsichtigkeit des Lektürenachvollzugs deutlich werden lässt; im anderen, wie in der ganz unmittelbaren Gegenwart des Lesens unvermittelt Vergangenheit und Zukunft ins Gedankenspiel des Betrachters (Karl) kommen und so den Fortgang aller Ansichten zu Missverständnissen und

²⁷ Matthias Bickenbach: *Von den Möglichkeiten einer ‚inneren‘ Geschichte des Lesens*, Tübingen 1999, S. 134.

²⁸ Franz Kafka: *Drucke zu Lebzeiten*, hg. von Wolf Kittler/Hans-Gerd Koch/Gerhard Neumann, Frankfurt a. M. 2002, S. 252.

Abwendungen bringen. Beide verweisen auf das generelle Problem der Beobachtbarkeit des Lesens. Nur als Behauptung präsent, nirgendwo aber als gegeben gegenwärtig, müssen alle Anstrengungen, das *Lesen nachzulesen*, wie die ihnen entsprechend widersprechenden Kommentare, die sich als Verfahrenskritik verstehen lassen wollen, letztlich als solche stehen bleiben – um wiederholt gelesen zu werden.

Was die modellhafte Erläuterung dieser wechselweisen Lese-Operationen, von der es heißt, sie resultiere in „*einer* Interpretation“²⁹, unausgesprochen lässt: diese „Supplementierung“ funktioniert nicht lückenlos. Eben genau die Zeit, die es braucht, um in der Zeit die ereignishaft Elementarität der gemachten und machenden Lektüren herzustellen – oder auch fallenzulassen –, sorgt für nie zu schließende Intervalle in der Setzung von Lektüre zu Lektüre. Dies bewirkt, dass da, wo gelesen und vom Lesen gelesen wird, die Zeit unstimmig wird, ihr Auseinanderfallen, das im Stocken, im Zögern, in der Form von unvollständigen zirkulären Bewegungen, in abbrechenden rekursiven Lektürebewegungen, in Unverbundenem erkannt werden kann, nachträglich festgehalten in Nachschriften, die anderen zu Vorschriften werden. Die Ungleichzeitigkeit beider Lektüremodi, ihr zeitliches Auseinanderklaffen, das ihre behauptete Komplementarität neben ihrem Aufeinanderfolgen eben *auch* bedeutet, verweist auf etwas Entscheidendes: auf ein doppeltes Zeitintervall, eines ‚des Aufschubs und der Verschiebung‘. Ein solches ergibt sich einerseits zwischen den beiden als idealtypisch beschriebenen, niemals einander simultanen Lektüremodi; andererseits zwischen der jeweiligen Lektüre und ihrer – eigentlich aporetisch zu nennenden – Beobachtungen oder ihren Nach-Lesen, die sich selbst doch wieder immer erst im Verzug, später und im Abstand sichtbar zeigen und so lesbar machen, nämlich als weiter verweisende Texte in einer fortgesetzt aufschiebenden, nicht einfach sukzessiven Folge von Folgelektüren. Somit durchkreuzt das, was vereinfachend einander ergänzend genannt wird, die beiden sich an Texten vollziehenden Lektürebewegungen in ihrer für ‚unsere Ordnungen, unsere Schemata der Interpretation‘ so entscheidenden Voraussetzung: die Vorstellung nämlich

²⁹ „Die wechselseitige Supplementierung *beider* Lektüren resultiert dann in *einer* Interpretation, welche die gesammelten Beobachtungen in eine Charakteristik des Gegenstandes überführt.“ Stanitzek: ‚0/1‘, ‚*einmal/zweimal*‘, a.a.O., S. 123–124 (Hervorhebung, N.P.).

von der *einen* zumindest doch potentiellen Gegenwart unserer Lektüren beziehungsweise einer Präsenz des Textes, dessen Gegenwärtigkeit sich in den zeitlich differenten Lektüren beweist. Lesen aber ist –, weder sich selbst wie auch keiner Betrachtung gegenwärtig noch retroaktiv rückwärts wieder einholbar – das Ereignis eines Versetzens seiner selbst ins Außerhalb eines Hier und Jetzt. Ein Ereignis, von dem zu sprechen eigentlich etwas Unmögliches darstellt, und damit also zur fortgesetzten Aufgabe zu machen ist.³⁰ So markiert ein Mehrfaches den Text an Ort und Stelle, wo er nie einfach präsent ist: sein Gelesen-Worden-Sein an anderen Orten, zu denen Rückverweise führen, sein Gelesen-Werden an wieder anderen, die er so vorbestimmt, und sein Gelesen-Sein-Werden, durch das er eine temporale Ordnung als unvorhersehbar offen hält. Das Fehlen einer fraglosen Präsenz des Textes und seiner selbstgegebenen Gegenwärtigkeit, das die Lektüren als Ereignisse und nicht als Prozesse denken und jede von ihnen als ein Zwischen auf Zeit erscheinen lässt, führt dazu, von der Erwartung ausgehen zu müssen, in Lektüren der Unmöglichkeit gewahr gemacht zu werden, immer anderswo als hier von *unserer* Gegenwart zu lesen.

³⁰ Jacques Derrida: *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen* [2001], Berlin 2003, aus dem Französischen v. Susanne Lüdemann.

Nils Plath: „Betrachtungen zur Lese-Arbeit in Franz Kafkas *Der Verschollene*“,
in: Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber u. Sanna Schulte (hgg.):
Leseszenen, Heidelberg (Winter) 2020, S. 257–276